

- ⁷ Vollständig abgedruckt in: Die Eiche, Heft 3/1932, S. 175 ff. Der Herausgeber F. Siegmund-Schultze berichtet anschließend auf 14 Seiten über die vor allem britischen Reaktionen.
- ⁸ Wie heiß das Eisen auch heute noch ist, wurde bei der Tagung der Generalsynode im Juli 1994 deutlich. Trotz der schon von den Erzbischöfen Ramsey und Runcie geäußerten Einwände gegen die komplette Beibehaltung des „Establishment“ und trotz eines bemerkenswerten Vorschlags von Bischof Colin Buchanan empfahlen die Erzbischöfe Carey und Habgood, die Frage einer Neuordnung erst einmal abzusetzen, was die Generalsynode mit Mehrheit annahm. Für das Jahr 1919 schreibt Kent: „There was no majority in favour of going into the wilderness.“
- ⁹ F. Field, Life, liberty and the pursuit of impossible dreams. The Independent, 18. Mai 1993. – Die immer wieder auftauchende Vermutung, der Bischof von Chichester, George Bell, sei wegen seiner Rede im Oberhaus vom 9. Februar 1944 gegen die Flächenbombardierung deutscher Städte nicht Nachfolger von Temple geworden, hat K. Slack in seiner Bell-Biographie eindrucksvoll zurückgewiesen: K. Slack, George Bell, SCM Book Club, Naperville, Ill. 1971, S. 112 ff. Offensichtlich hat auch Temple selber Geoffrey Fischer für den geeigneten Nachfolger gehalten.

Alternativen zur kapitalistischen Weltwirtschaft?

Bemerkungen eines Volkswirtschaftlers zum gleichnamigen Buch von Ulrich Duchrow*

Die Lektüre dieses Buches regt zur Klärung wirtschaftlicher Betrachtungsweisen an. Grundsätzlich sind dabei zwei Paradigmen zu unterscheiden. Das erste bezieht sich auf Großgesellschaften, also auch auf die Weltwirtschaft, und es kann folgendermaßen skizziert werden: Wirtschaftliche Beziehungen lassen sich in großen anonymen Gesellschaften nicht mehr allein durch individuelle ethische Grundsätze steuern. Vielmehr sind dafür Institutionen notwendig, d.h. Verhaltensprägungen durch Gewohnheitsrechte, frei vereinbarte Kodizes, Gesetze usw. In einer freiheitlichen – im Unterschied zu einer totalitären – Gesellschaft müssen diese Institutionen so beschaffen sein, daß sie es dem einzelnen anheimstellen, für welche persönlichen Zwecke er wirtschaften will. Einen Gesinnungszwang zur Verfolgung einheitlicher Ziele kann es in einer solchen Gesellschaft nicht geben. Was die ethische Qualität der Institutionen anbelangt, so sind dafür die Handlungsfolgen maßgebend, die diese Institutionen bei weitgehender Unabhängigkeit von den individuellen Handlungsmotiven hervorbringen. Etwas anderes ist angesichts der Anonymität wirtschaftlicher Beziehungen auch gar nicht möglich. Kein Individuum kann in anonymen Großgesellschaften überschauen, wer in welcher Weise durch die Fernwirkungen seines wirtschaftlichen Handelns beeinflusst wird, und insofern kann sein Handeln auch nicht daran gemessen werden, ob er dem *anderen* nützen will oder nur sich selbst. Die Institutionen sollten so beschaffen sein, daß auch dann, wenn

* Ulrich Duchrow, Alternativen zur kapitalistischen Weltwirtschaft. Gütersloher Verlags-
haus/Matthias-Grünwald-Verlag, Gütersloh/Mainz 1994. 320 Seiten. Kt. DM 29,80.

der einzelne egoistische und nicht altruistische Zwecke verfolgt, seine Aktionen anderen nützen. Dies ist grundsätzlich in einer rechtlich geordneten Wettbewerbswirtschaft der Fall. Auch wer hier nur seinen eigenen Vorteil sucht, nützt seinen Handlungspartnern (der eigene Gewinn kann nur dadurch erhöht werden, daß das eigene Leistungsangebot gegenüber dem der Konkurrenten verbessert wird, wovon die Handlungspartner profitieren). Der Markt als diejenige Institution zur Ermöglichung interaktionellen Wirtschaftens, die einer anonymen Großgesellschaft angemessen ist, erhält hier also eine grundsätzlich positive Bewertung. Er sorgt in objektiver Weise für Solidarität, auch wenn die einzelnen das gar nicht so empfinden.

Dem steht ein anderes Paradigma gegenüber, das grundsätzlich nur auf Kleingruppen anwendbar ist. Es läßt sich wie folgt skizzieren: Arbeitsteiliges Wirtschaften ist ein Teilaspekt zwischenmenschlichen Verhaltens. „Warme“ persönliche Beziehungen spielen dabei eine wichtige Rolle, nicht die „kühlen“ sachlichen Beziehungen, die für Transaktionen zwischen Marktpartnern kennzeichnend sind (obwohl es auch hier ein reichhaltiges Beziehungsgeflecht geben kann). Die Kleingruppe kann einen einheitlichen Zweck verfolgen und darauf jedes ihrer Mitglieder festlegen. Nicht die Heterogenität, sondern die Homogenität der Ziele ist also für sie kennzeichnend. Weil die Auswirkungen des individuellen Handelns unmittelbar sichtbar und kontrollierbar sind, kann seine ethische Beurteilung danach erfolgen, ob ein moralisch einwandfreies Ziel verfolgt wird. Der Bewertung der Handlungsmotive kommt also eine sehr viel größere Bedeutung zu als im ersten Fall. Aristoteles hat das Ideal dieser Kleingruppenwirtschaft in seinem Modell der Oikonomia, d. h. der auf Bedarfsdeckung angelegten Hauswirtschaft, beschrieben.

Ein alter Vorwurf an die christlichen Kirchen lautet, sie könnten sich in ihrer Wirtschaftsethik nicht vom Modell der Oikonomia lösen und hätten nicht begriffen, daß Wirtschaften in Großgesellschaften etwas grundsätzlich anderes ist als Wirtschaften in der Familie. Daß dieser Vorwurf nicht mehr vollständig aufrechtzuerhalten ist, zeigen neuere Arbeiten aus der Feder protestantischer und katholischer Theologen. Wenn es aber ein von einem evangelischen Theologen geschriebenes neueres Buch gibt, das diesen Vorwurf in geradezu perfekter Weise bestätigt, ist es das Buch von Duchrow.

Das Ideal von Duchrow ist das der aristotelischen Hauswirtschaft mit ihrer Beschränkung auf Bedarfsdeckung. Die Entwicklung hin zur modernen Marktwirtschaft wird von ihm als ein Verlust der Moral verstanden – wobei nicht übersehen werden sollte, daß die auf Geldvermehrung angelegte „Erwerbskunst“ (im Gegensatz zur Oikonomia) schon zur Zeit von Aristoteles hochentwickelt war und nicht erst eine Erscheinung der Neuzeit darstellt. Ganz im Sinne seines antiken Vorbilds sieht Duchrow im Fernhandel und im damit einhergehenden Kreditgeschäft ein moralisches Unrecht und – Duchrow verschärft hier noch das Argument von Aristoteles – die Ursache von Unmenschlichkeit schlechthin. Fernhandel diene der Befriedigung von Luxusbedürfnissen, sei mit Gewaltanwendung verbunden (offene Gewalt durch imperiale Kriege oder „strukturelle“ Gewalt durch handelsfördernde Institutionen) und gehe stets mit Unterdrückung und Ausbeutung einher. Die Entwicklungsgeschichte der Weltwirtschaft ist so gesehen eine Geschichte zunehmender Inhumanität. Daß es bei dieser Denkweise sehr schwierig ist, irgend etwas Sinnvolles zur institutionellen Gestaltung der Weltwirtschaft zu sagen, liegt auf der Hand. Die

einzig saubere Lösung wäre die Rückkehr zur Selbstversorgungswirtschaft mit lokalem Tauschhandel. Daß dies nicht möglich ist, sieht auch Duchrow. Er bemüht sich daher um Strategien einer „Humanisierung der Weltwirtschaft“; aber wenn man sich einmal festgelegt hat auf die These, ein System sei grundsätzlich inhuman, wird es schwierig, einigermaßen schlüssige Vorschläge zu seiner Humanisierung zu machen. Darauf wird zurückzukommen sein.

Bevor sich Duchrow seinen Strategievorschlägen zuwendet, entfaltet er im ersten Teil des in drei Teile gegliederten Buches seine sozioökonomische These. Der Leser findet hier eine kurzgefaßte „Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus“. Das erste Kapitel enthält Ausführungen zur Kommerzialisierung der Produktionsfaktoren, zur Entstehung des Geldwesens, zum Eigentumsbegriff und zum Vertragsrecht, zur Ausdehnung des Außenhandels und zur „Ideologie des Marktmenschen (homo oeconomicus)“. In einer differenzierten Weise auf die Argumentation andersdenkender Autoren einzugehen, ist nicht das Interesse Duchrows. Er begnügt sich im wesentlichen mit der Wiedergabe von Autoren, die ihm genehm sind.

Im zweiten Kapitel geht es um „die Gegenwehr der Opfer und Gesellschaften“. Sozialismus, Faschismus und Keynesianismus werden als Gegenbewegungen bzw. Zähmungsversuche der kapitalistischen Marktwirtschaft verstanden. Das Scheitern des realen Sozialismus wird nicht bestritten, und es wird auch auf interne Schwächen dieses Systems zurückgeführt, nicht nur auf eine äußere Bedrohung durch den Kapitalismus. Es liegt dem Autor aber daran, die „Teilerfolge“ des Sozialismus nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. „Wenn man etwa die Grundbedürfnisbefriedigung oder die Verteilungsgerechtigkeit für ein Fünftel der Menschheit in China vor und nach der Revolution oder auch die diesbezüglichen Verhältnisse zwischen China und Indien . . . vergleicht, so kann es unter diesen Kriterien keine Frage geben, wer erfolgreicher war“, heißt es auf S. 62.

Der chinesische Ökonom Y. J. Lin macht darauf aufmerksam, daß durch eine Hungersnot in der VR China in den Jahren 1959 bis 1961 vermutlich 30 Millionen Menschen umgekommen sind.¹ Die Ursache sieht er im menschenfeindlichen System der kollektiven Landbearbeitung, das Mao Tse-tung mit brutalem Zwang durchgesetzt hat. Die chinesische Propaganda hat es lange Zeit verstanden, die Entwicklungserfolge des Landes in den schönsten Farben auszumalen. Wie erfolgreich sie dabei bis zum heutigen Tag war, läßt sich u. a. an dem genannten Zitat von Duchrow ablesen.

Noch eine Bemerkung zum Vergleich zwischen Indien und China: Indien hat keine egalitäre Politik betrieben wie China, dafür aber ein einigermaßen funktionsfähiges demokratisches System aufgebaut und freie Meinungsäußerung zugelassen. Die Regierung sieht sich in einem solchen System gezwungen, auf akute Mangelsituationen zu reagieren (Mao hatte dies nicht nötig). Dies ist einer der wesentlichen Gründe dafür, daß es in der neueren Geschichte Indiens keine Hungerkatastrophe mehr gegeben hat.

Das dritte Kapitel behandelt „die gegenwärtige Situation des neo-liberalen kapitalistischen Weltsystems“. Sie sei durch eine Transnationalisierung der Produktion und eine „globale Herrschaft des Geldes“ gekennzeichnet. „Was heißt das – Herrschaft des Geldes?“ fragt der Autor und gibt darauf folgende Antwort: „Auf ganz einfache Weise ausgedrückt heißt Herrschaft des Geldes konkret, daß die Stabilität

der Geldvermehrung erste Priorität bei allen wirtschaftlichen Entscheidungen hat. Anders gesagt: Finanzmärkte haben einen entscheidenden Einfluß auf die nicht variable Größe, den Zins, den ‚Preis des Geldes‘, dem sich alle wirtschaftlichen, sozialen, ökologischen Entscheidungen als variable Größen anpassen müssen“ (S. 72). Es ist mir nicht gelungen, diesen Sätzen einen Sinn abzugewinnen. Die Stabilität der Geldvermehrung – gemeint ist wohl das monetaristische Ziel einer Verstetigung der Geldmengenpolitik – bedeutet gerade nicht, daß der Zinssatz invariabel sein müßte. Die Zinssätze können bei dieser Politik durchaus schwanken, und sie haben es in der Vergangenheit auch getan. Darüber hinaus ist völlig unklar, weshalb der Zinssatz invariabel sein müßte, wenn „die Finanzmärkte einen entscheidenden Einfluß“ auf ihn ausüben. Schließlich ist eine stabilitätsorientierte Geldmengenpolitik eine wichtige Voraussetzung dafür, daß es nicht zu inflationsbedingten Spekulationswellen kommt, von denen man am ehesten sagen kann, daß sie zu einer „Herrschaft des Finanzsektors“ über das reale Wirtschaftsgeschehen führen. Wie immer man diese Sätze dreht und wendet, sie ergeben also keinen Sinn. Das ist übrigens kein Einzelfall. Auch an anderen Stellen legt der Verfasser mehr Wert auf suggestive Formeln und Schlagworte als auf eine gründliche Begriffserklärung und auf eine saubere, empirisch abgesicherte Argumentation.

Der zweite Teil des Buches (Kapitel 4 bis 6) enthält eine „biblische Erinnerung an die Zukunft des Lebens“. Dazu kann ich nur als theologischer Laie etwas sagen. Alt- und neutestamentliche Texte werden hier konsequent aus dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext der Entstehungszeit interpretiert. Das aristotelische Modell der Oikonomia kehrt als das biblische Urbild des Wirtschaftens wieder. Die egalitäre bäuerliche Gesellschaft Israels um das Jahr 1200 v. Chr. habe diesem Urbild entsprochen. Diese Gesellschaft sei zugleich ein gelebter Kontrast zu den vorderasiatischen Großreichen der damaligen Zeit gewesen. Ein moralischer, religiöser und schließlich politischer Verfall habe immer dann eingesetzt, wenn Israel meinte, es anderen Völkern gleich tun zu können in der Beteiligung am Fernhandel und in der Hinwendung zu einer monetarisierten Marktwirtschaft. Die „Jesus-Bewegung“ wird als Erneuerung des Ideals einer egalitären Gesellschaft verstanden und die Kreuzigung Jesu als die Reaktion der wirtschaftlich, ideologisch und politisch Mächtigen auf ihre Herausforderung durch die „Kontrastgesellschaft“ des Nazareners. Die Bedeutung Jesu wird hier reduziert auf seine gesellschaftsverändernde Wirkung im Sinne des Oikonomia-Ideals.

Der dritte Teil (Kapitel 7 bis 10) gilt schließlich den „Humanisierungsstrategien“ in der kapitalistischen Weltwirtschaft. Dazu wäre nun in der Tat sehr viel zu sagen. Grundsätzlich ist dies nur auf der Grundlage des ersten Paradigmas möglich, das zu Beginn skizziert worden ist. Das zweite ist dafür ungeeignet. Da Duchrow aber konsequent auf dem Boden dieses Paradigmas argumentiert, ist er mit der selbst gestellten Aufgabe überfordert.

Es ist folgerichtig, wenn er im Rahmen seiner „Doppelstrategie“ zunächst für eine „Verweigerung gegenüber totalitären Strukturen der Weltwirtschaft“ plädiert. Was er dabei im Blick hat, sind sehr unterschiedliche Formen alternativen Wirtschaftens: beispielsweise die Eigenproduktion in Kommunitäten, das Kreditgeschäft alternativer Banken (niedrige Sparzinsen und „ethische“ Vermögensanlagen), die Produktion in arbeiter-selbstverwalteten Betrieben (wovon es in der Bundesrepublik

immerhin 12 000 bis 15 000 gibt, wie wir erfahren, S. 243). Hat man diese „Verweigerungsformen“ vor Augen, dann drängt sich der Schluß auf, daß so totalitär wie behauptet das „kapitalistische Weltsystem“ offenbar nicht sein kann. Es ist jedem freigestellt, die vielen sinnvollen Formen alternativen Wirtschaftens, die sich in den letzten Jahren überall herausgebildet haben, als Ausdruck einer „Verweigerungsstrategie“ zu interpretieren, aber man kann auf eine solche ideologische Überhöhung auch verzichten.

Der zweite Teil der „Doppelstrategie“ besteht in einer „politischen Intervention“. Gegenmacht zur Herrschaft des Geldes soll gebildet und zur Zählung des Kapitalismus eingesetzt werden. Hier werden eine Reihe von durchaus diskussionswürdigen Vorschlägen erwähnt, wie etwa derjenige zur Internationalisierung der Wettbewerbspolitik. Insgesamt entsteht aber der Eindruck, daß der Autor zusammengetragen hat, was irgendwie alternativ zum bestehenden Weltwirtschaftssystem aussieht, ohne zu prüfen, ob dies mit seinem eigenen Ansatz übereinstimmt. So macht er sich beispielsweise die Empfehlung zu eigen, eine globale Zentralbank zu gründen, die für die Schaffung einer stabilen Weltwährung verantwortlich sein soll (S. 278). Ich verstehe nicht, wie ausgerechnet die Machtkonzentration in Händen einer Welt-Zentralbank, der keine Gegenmacht einer nationalen Zentralbank gegenübersteht, zu einer Zählung der „Herrschaft des Geldes“ führen soll. Im übrigen will der Verfasser dem Ziel der Geldwertstabilität keine hohe Bedeutung zumessen. Er meint, sie diene „letztlich nur den Geldvermögensbesitzenden“ (S. 294 Fn 34). Ein größerer Irrtum ist schwer vorstellbar! Wer unter einem instabilen Geldwert am meisten leidet, sind die Armen. Im Unterschied zu den Reichen haben sie kaum eine Möglichkeit, sich gegen Preissteigerungen zu sichern.

Was läßt sich zusammenfassend zu diesem Buch sagen? Wer über wirtschaftliche Zusammenhänge einigermaßen informiert ist, wird die Schwächen der ökonomischen Argumentation durchschauen und das Buch zur Information über alternative Formen des Wirtschaftens verwenden können, ohne dabei den ideologischen Überbau des Verfassers teilen zu müssen. Wer über ökonomische Sachverhalte nicht informiert ist, tut gut daran, auf eine Lektüre der entsprechenden Teile zu verzichten. Die Lösung weltwirtschaftlicher Probleme ist zu wichtig, als daß wir uns dabei ein irreführendes Halbwissen leisten könnten.

Hermann Sautter

ANMERKUNG

¹ Lin, J. Y., Collectivization and China's Agricultural Crisis in 1959–1961; *Journal of Political Economy*, Vol. 98 (1990), S. 1228–1254.